

Premodern Sexualities. Herausgegeben von Louise Fradenburg u. Carla Freccero unter Mitarbeit von Kathy Lavezzo, New York/London: Routledge 1996, 276 S., ISBN 0-415-91258-x.

Die Lüste und die Texte

Der Plural im Titel ist Konzept: In „Premodern Sexualities“ geht es um Erweiterung und Neuformulierung des geläufigen Begriffs von Sexualität. Die Tatsache, dass wir eine Sexualität „haben“, solle mit allem Nachdruck historisiert werden, schreiben die Herausgeberinnen im Vorwort, und dieses „haben“ ist natürlich Wortspiel, das „to have a sexuality“ mit „to have sex“ parallel setzt. Nicht um sexuelle Rollen und „identities“ also soll es gehen, sondern um die Handlungen selbst, um die „acts“, analog zu jenem vielzitierten Diktum Foucaults, dass es erst das 19. Jahrhundert ist, das die Sexualität medizinisch in Rollen (Heterosexuelle, Homosexuelle, Hysterikerinnen, Onanisten usw.) auseinandertrennt, während die Vormoderne keine solchen Identitäten kenne, sondern nur erlaubte oder verbotene Akte.

Den Lüsten der Vormoderne sind dementsprechend die in dem Band versammelten Aufsätze gewidmet. „Pleasure“, je nach Gusto als Lust, Vergnügen oder Lacansches Genießen zu übersetzen, soll dabei als Ausgangspunkt historischer Recherche dienen. „Wir studieren historische Sexualitäten“, so Fradenburg/Freccero, „nicht weil wir glauben, daß wir müssen, sondern weil das, was wir glauben tun zu müssen, auf intensive und intime Weise mit dem verknüpft ist, was wir begehren.“ Geschichte sei eine erogone Zone, die helfe, die eigene Sexualität besser zu verstehen. Das Vergnügen daran dürfe nicht von vornherein als anachronistisch verdammt werden, im Gegenteil: Das Argument, dass moderne Auseinandersetzungen um Sexualität in der Betrachtung der Vergangenheit nichts zu suchen hätten, sei selbst entlarvend, suggeriere es doch, dass historisches Wissen stets auf Entsagung und Askese vom „Eigenen“ gegründet sein müsse. Je deutlicher diese „Entsagung“ ihr eigenes narzistisches Vergnügen zu verdecken versuche, desto mehr sei ihre Erforschung durch „queer history“ notwendig. Und um dieses Vergnügen der Historikerin und des Historikers an der Recherche nach Vorläuferinnen und Vorläufern gehe es, nicht um sorgfältige Trennung, sondern um Mischungen, hybride und instabile Verbindungen: Die Vorstellung einer homogenen Vormoderne, die zur „Moderne“ konträr und symmetrisch verlaufe, sei ein FANTASMA (ix, xix).

Das macht neugierig. Was leistet ein Band, der die gegenseitige produktive Infragestellung von „queer theory“ und Geschichte einfordert? „Premodern Sexualities“ ist in vier Abschnitte gegliedert, die sich mit Erotik und Eroberung, Medizin und Gesetz, Sexualität und Heiligkeit und Rhetorik und Poetik befassen. Jeder dieser Abschnitte kombiniert Beiträge zum Hochmittelalter – Simon Gaunt zu wechselnden Geschlechtsidentitäten in hagiographischen Texten, Karma Lochrie zu männlichen Konstruktionen weiblicher Geheimnisse in den *Secreta mulierum*, Bruce Holsinger über Sodomiten in Dante's *Divina Commedia* – mit Arbeiten zum Spätmittelalter und zur Frühen Neuzeit, zur

Homoerotik bei der englischen Mystikerin Margery Kempe (Kathy Lavezzo) und zu Harriotts Bericht über die englische Kolonie in Virginia 1588 (Jonathan Goldberg). Dabei stehen rein literaturwissenschaftliche Beiträge wie Richard Corums Aufsatz zu Shakespeare's „Henry V“ neben sozialhistorischer Recherche und Quellenedition (Ruth Karras und David Boyd zum Geständnis eines männlichen Prostituierten im spätmittelalterlichen London) und Wissenschaftsgeschichte: Lorraine Dastons und Katherine Parks wissenschaftshistorische Untersuchung zu Hermaphroditen im frühneuzeitlichen Frankreich gehört zu den anregendsten Texten des Bandes.

Daston/Park skizzieren darin eine Geschichte des Begriffs *Natur*, die klarmacht, daß es keine durchlaufende konzeptuelle Kontinuität vom Mittelalter zur Moderne gibt. Im Gegenteil: Mediziner und Juristen des 16. und 17. Jahrhunderts, die sich plötzlich intensiv mit *Hermaphroditen* zu beschäftigen beginnen, verwenden den Begriff als Hybrid von Deskriptivem und Normativem. Natur ist gleichzeitig das, was unter den Kleidern fleischlich – und sexuell ambivalent – vorhanden ist, als auch das, was sein soll, eine theoretische Vorschrift. Ergänzt man, daß das Frühneuhochdeutsche *natur* auch als Ausdruck für die beim Geschlechtsakt vergossenen Flüssigkeiten gebraucht wird, die Breite des Konzepts deutlich: eine wilde Epistemologie, die die Vielfältigkeit der Gebrauchssituationen deutlich macht.

Ähnlich faszinierend ist Patricia Parkers Recherche nach dem „männlichen Stil“ in humanistischen Debatten des 15. und 16. Jahrhunderts. Unter Rückgriff auf antike Polemiken über *richtige* Männer, die handeln, versus *verweichlichte* sodomitische Männer, die nur reden, stattdessen Erasmus und seine Nachfolger Texte mit geschlechtsspezifischen Stilmerkmalen aus – „hart“, „hervorragend“, „sehnig“, *nerveux* müsse man schreiben anstatt „weich“, „schlaff“, *mollis*. Parker kann nun anhand von Montaignes Essais zeigen, wie virtuos sich ein Autor des ausgehenden 16. Jahrhunderts in diesen Metaphern bewegt und sexuelle Anspielungen mit traditioneller humanistischer Rhetorik und literarischer Montage zusammenbindet, um seine eigene ambivalente Position vorwärtszuverteidigen: Denn schließlich ist er auch ein Mann der Worte, der sich schreibend als Mann der Taten stilisieren muß.

„Premodern Sexualities“ ist teilweise amüsante, teilweise provozierende Lektüre, nicht zuletzt durch die Lust der Autorinnen und Autoren am Gegen-den-Strich-Lesen bekannter Quellen, am Finden von homoerotischen Elementen in vermeintlich wohlbekanntem Texten – erinnert sei an Dantes wohlstilisiertes Erstaunen in der *Divina Commedia*, seinen Lehrer, den berühmten Florentiner Humanisten Brunetto Latini, in der Hölle bei den Sodomitern zu treffen. Das versammelt vielfältiges und anregendes Material, aber der theoretische Gewinn des Bandes bleibt etwas vage. Der versprochene Dialog zwischen *queer theory* und Geschichtswissenschaft der Vormoderne findet nur vereinzelt statt. Die Mehrzahl der Beiträge wendet Theoriebegriffe literaturwissenschaftlicher Provenienz in oft wenig differenzierter Form auf Material aus dem 12., 14. oder 17. Jahrhundert an, ohne sie für die Erforschung vormoderner Sexualitäten zu hinterfragen oder zu adaptieren. Der Wandel mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Begrifflichkeit von Sodomie, jener „zutiefst konfuse(n) Kategorie“

(Foucault), bleibt unaufgeheilt. Die Vielfältigkeit der acts und die Konstruktionen abweichender Körperlichkeiten in Texten und durch Texte, die die vormodernen Sexualitäten kennzeichnet, wird in erstaunlich vielen Beiträgen des Buches als Geschichte von Repression und Verlust dargestellt, und zwar ohne daß wir über die Dispositive und Handlungslogiken (und Widersprüche) dieser Prozesse mehr erfahren.

Dabei spielen zwei Schlüsselwörter eine besondere Rolle. *Heteronormativity*, die Repression der vielfältigen sexuellen Rollen und erotischen Subjektpositionen durch ein sprachliches, hegemoniales, heterosexuelles Schema, erscheint in vielen Beiträgen als siegreiche Übermächtigung homoerotischer Diskurse. Aber mit der Betonung einer solcher repressiven und vereinheitlichenden Instanz geraten nicht nur handelnde Individuen und Institutionen leicht aus dem Blick (erzeugt sich dominante *heteronormativity* von selbst?), der Begriff birgt deutlich die Gefahr, pauschalisierende und ahistorische Stereotypen zu konstruieren. *Heteronormativität* existiert in Texten des Hoch- und Spätmittelalters nicht in derselben Weise wie im 18. Jahrhundert: Joan Cadden hat in ihren Untersuchungen zu Geschlechtsdifferenzen im Mittelalter nachdrücklich gezeigt, daß eine solche vereinheitlichende Terminologie für die Beschreibung der komplexen mittelalterlichen Diskurse unbrauchbar ist.¹ Die Aufschreibesituationen und Überlieferungsbedingungen der jeweiligen Texte werden nicht immer so detailliert untersucht, wie die theoretische Basis der Autorinnen und Autoren – daß nämlich Sprache den Phänomenen vorgängig ist – es erfordern würde.

Der zweite Schlüsselbegriff, *homosociality* oder *homosocial relations*, 1985 von der Literaturwissenschaftlerin Eve Kosofsky Sedgwick geprägt, sucht jene Bindungen und Hierarchien zwischen Männern als Grundlage orthodoxer Machtverhältnisse zu analysieren, die sich als gegenseitiges Begehren durch scharfe Abgrenzung von Frauen und genitaler Homosexualität konstituieren. Sedgwick entwickelt den Begriff allerdings anhand englischer Romane zwischen 1750 und 1850. Er ist anregend, weil er auf Ausschließung und gegenseitige Disziplinierung als erotische Praktiken aufmerksam macht, aber wie *heteronormativity* erscheint er in vielen Arbeiten von „Premodern Sexuality“ als eine undurchdringliche historische Konstante, deren Praktiken und Protagonisten nicht weiter untersucht werden: Als ausschließlich repressive Anti-Sexualität. Gelehrte Witze über den Sex zwischen Männern als Teil der lateinischen pädagogischen Kultur des Hochmittelalters sind nun als antisexuelle *homosociality* ebensowenig genau zu fassen wie als Zeichen einer *gay sub-culture*, wie John Boswell 1980 noch vermuten konnte. Die Arbeiten von Alan Bray und zuletzt John Najemys luzide Studie über den Briefwechsel zwischen Macchiavelli und Vettori haben deutlich gemacht, welche Zwischenpositionen zwischen politischer Freundschaft, freundschaftlicher Abhängigkeit und sexueller Beziehung zwischen Männern in der Renaissance verhandelt wurden.² Hier liegt

1 Joan Cadden, *Meanings of Sex Difference in the Middle Ages: Medicine, Science and Culture*, Cambridge 1993.

2 John Najemy, *Between Friends. Discourses of Power and Desire in the Macchiavelli-Vettori Letters of 1513–1515*, Princeton 1993.

offensichtlich ein spannendes und bislang wenig erschlossenes Arbeitsfeld der Geschlechtergeschichte.

Zuletzt: Die gelehrten Diskurse über die Sünde *wider die Natur* monastischer Zirkel des Hochmittelalters, die sadistischen Untertöne in hagiographischen Texten über Geschlechtswechsel, die Phantasien des Pseudo-Albertus und seiner zahlreichen Abschreiber über die *Secreta mulierum* sind ohne die Kategorie des Vergnügens, der *Lust am Text*, schwer zu denken. Am Ende bleibt das Paradox, daß ein Buch, daß sich in so sympathischer Weise der Erforschung der Akte und des Genießens widmen will, an vielen Stellen bei der Beschwörung von Repression durch Texte und diskursiver Übermächtigung stehenbleibt. Hier gelingt es der *queer theory* nicht, ihre anregenden Instrumente in konkrete Arbeit umzusetzen. Es scheint sogar, daß diejenigen Autor/inn/en, die auf den Gebrauch der Begriffe *Heteronormativität* und *Homosozialität* verzichten, differenziertere Bilder der vormodernen Sexualitäten zeichnen können: Bilder, die der Vielfalt und den Ambivalenzen des vormodernen Redens und Schreibens über Körper und Lüste eher gerecht werden.

Valentin Groebner, Basel

Rita Bake u. Birgit Kiupel, **Unordentliche Begierden. Liebe, Sexualität und Ehe im 18. Jahrhundert.** Hamburg: Kabel Verlag 1996, 217 S., öS 277,00/DM 38,00/sfr 31,00, ISBN 3-8225-0365-7.

Ein populärwissenschaftliches Buch schreibt sich dann am leichtesten, wenn die Forschung reiche Erträge gebracht hat: Diese können dann in eine Form gebracht werden, mit der ein größeres Publikum erreicht werden kann. Die Autorinnen unternehmen den Versuch für die Gebiete Liebe, Sexualität und Ehe im 18. Jahrhundert, obwohl vieles schlecht oder unerforscht ist, wie sie selbst des öfteren betonen (erstm. 10) und auch nur in mühseliger Forschung erschlossen werden kann und nicht als Vorarbeit für ein populäreres Werk mit Illustrationen und als *Intermezzos* eingestreuten Quellenauszügen wie dieses. Erschwert wird das Ganze durch das erklärte Ziel der Autorinnen, die „Lebensrealität“ (8, 9) zu erforschen. So kommt dann ein Buch heraus, das sehr inhomogen ist; was auch nicht durch verhindert werden kann, daß die Autorinnen sich in erster Linie auf die bürgerlich-städtische Kultur beschränken. So wird z. B. einerseits eine fiktive Anna Amalia („Schön sein für die Sinnlichkeit“, 8–10) eingeführt, um den Leser/inne/n Gebiete wie Mode, Schönheitsideale und Körperpflege nahezubringen, andererseits wird in Forschungsbereiche vorgedrungen, über die es noch wenig oder nichts zu sagen gibt (z. B. mit der Frage: Wie dachten Frauen dieser Zeit über die Menstruation, 108). Und da die soziale Wirklichkeit eben häufig nicht bekannt ist, können die Autorinnen des öfteren nur den Diskurs der männlichen Zeitgenossen darlegen oder die Äußerungen von solchen Frauen präsentieren, die eine exponierte Stellung innehatten, bei denen es sich also nicht um ganz normale Frauen aus dem Bürgertum